



• Wochenschrift der Wiesbadener Zeitung •

Nr. 40.

Wiesbaden, den 4. Juli 1915.

5. Jahrgang.

Inhaltsangabe:

„Was Italien uns verdankt“, von Agnes Harder. — „Ein freiwilliger“, von Konrad Deichl. — „Das Stübchen zu viel“, von O. Arnold. — „Der Sommertraum“, von Agnes Harder. — „Wiedens Bräutigam“, von Arthur Bahlkotte. — „Der große Mann“, von Käthe Stellmacher. — „Ein seltsames Erlebnis in Russland“, von Ludwig Stiehl. — „Wilderbogen fürs Haus“, — „Eulige Ede“.

Zum Geleite:

Wenn man auf das Ganze sieht, wenn man das Weltstreben empfindet, wenn man den Atem des Geistes und des Gottes fühlt, der durch das Zeitalter hinweg, so erhebt sich eine herrliche, strahlende Gestalt der Zukunft, das alte Germanien erhebt sich wieder in Glanz und Sonne.

Ernst Moritz Kndt.

Was Italien uns verdankt.

Von Agnes Harder.

Oft und oft schrieb ich von Italien. Ohne je nähere Beziehungen zum Volke zu nehmen, das ich nie liebte, war mir das Land eine zweite Heimat geworden. Immer wieder kehrte ich dorthin zurück. Die Pfingsttage dieses Jahres haben auch mich ärmer gemacht, wie so viele Deutsche. Denn denen unter uns, die ernst denken, wird ein Aufenthalt in den nächsten Jahren in der Tat schwer, wenn nicht unmöglich werden.

Was hat aber dieser ernster denkende Deutsche, wenn ihm längere Zeit gegönnt war als dem Vergnügungsreisenden mit seiner Rundreisefarte, denn vor allen Dingen in Italien gesucht? Doch gerade den deutschen Einschlag in den vergangenen Blütezeiten des Landes. Im Altertum war es Griechenland, das dazu bestimmt war, der starken römischen Volkskraft das Göttergeschenk der Kunst zu liefern. Dieses römische Volk ging dann vollkommen unter. Die heutigen Bewohner Italiens haben auch nicht das geringste Erbrecht an dem alten Römertum. Ein widerwärtiger Völkermischmasch bewohnte die ewige Stadt schon zur Zeit Karls des Großen. Alle Ueberlieferungen waren so verloren gegangen, daß sich nicht einmal ein Steinmetz fand, der imstande war, den harten roten Porphyrt zu bearbeiten, da Karl der Große einen Sarkophag nach dem Muster dessen der Kaiserin Helena wünschte, der jetzt im Vatikan steht. Hatte doch das Volk seine Sprache verloren. Erst Kaiser Friedrich II. setzte es von Sizilien aus durch, daß Italienisch als Landessprache auch der Gebildeten anerkannt wurde. Was an Geisteskultur in lateinischer Sprache niedergelegt ist, muß uns doch ziemlich wesenfremd sein, nach dem Widerstand zu urteilen, auf den Cicero und Konfessionen jetzt in unseren Schulen stoßen, während dem Griechischen nach wie vor nicht nur der höchste Kulturwert, sondern auch engster innerlicher, seelischer Zusammenhang mit der Philo-

sophie der Germanen nachgesagt wird. Auch die allzu eifrige Aufnahme römischer Gerichtsbarkeit zu Ungunsten unseres Schwaben- und Sachsenspiegels hat das deutsche Volk für lange Jahrhunderte zu einer juristischen Unfruchtbarkeit verurteilt, über die man in „Dichtung und Wahrheit“ nachlese, wie Goethe über das Reichsgericht in Wehlar urteilt.

So ist uns wenig Segensreiches vom Süden gekommen, während umgekehrt vom Norden mehr als eine Kulturwelle nach Süden strömte. Zuerst die der Goten. Theodorich ist aus der Geschichte Italiens nicht auszumergen, und sonderbar mag es den nachdenklichen Wanderer anmuten, wenn er auf halbverlöschten Marmortafeln seinen Namen findet, bei zerbrochenen Schleusenwerken und an vermoorten Kanälen der Pontinischen Sümpfe. Hier war schon der Wille zur Tat, den die Italiener in seinem ethischen Sinn durch ein volles Jahrtausend in Machtkämpfen einzelner Kleiner, die sich Größe nannten, vergaßen. Vielleicht, daß diese innere wahre Wertung von Herrscherpflichten, die sich nicht auf öffentliche Spiele beschränken, im Arianismus zu suchen war, der in die sich bildenden maßlosen Machtbegriffe der Kirche einen Keil trieb.

Dann kam d'e Blüte Süditaliens unter den Hohenstaufen. Man lese „aus dem unbekannten Italien“ von Steiniger. Lese die Schilderungen der apulischen Hohenstaufenschlösser, verbunden mit einem kurzen Ueberblick über das Schicksal der Nachkommen des Kaisers, der Frauen und der Kinder. Ich fand im vorigen Jahr in Italien ein italienisches Gedicht, in dem gesagt wird, daß die Mädchen noch heute über das Schicksal Konradins weinen, mit Unrecht, denn Konradin sei nur ein Räuber gewesen. Konradin wollte seine ererbten Lände wieder in Besitz nehmen. Karl von Anjou, an den die Grafen von Frangipani ihn

verrieten, war der Räuber, der aus einem fremden Lande kam. Dieses Ende der Hohenstaufenherrschaft hat täuschende Ähnlichkeit mit dem heutigen Treubruch, in dem Frankreich wohl als einer neuer Karl von Anjou gewertet wird. Es ist überhaupt recht unangenehm, daß der einzige ganz große, überragende Geist Italiens, daß Dante, dessen Großmutter freilich eine Deutsche war, ihnen so tüchtig den Tekt liest über ihr Verhalten gegen Deutschland. Sich Dante als waschechten Gibellinen denken zu müssen, war gewiß vielen oft schon recht schmerzhaft.

Was Italien dann später den preussischen Siegen 66, was es dem deutschen Sieg 70 verdankte, erübrigt sich auszusprechen. Die wirtschaftliche Erstarkung Italiens in den letzten zwanzig Jahren im Schutze des Dreibundes habe ich selbst so überraschend verfolgen können, daß wenigstens Rom ein ganz neues Gesicht bekommen hat, verglichen mit dem Rom vor zwanzig Jahren.

Aber in einem Punkte hat es freilich abgewirtschaftet: jungen Künstlern hat es nichts mehr zu geben. Feuerbach ist der letzte, dem Italien die angeborene schöne Geste decken half. Die letzte Ausstellung der deutschen in Rom lebenden Künstler bestätigte mir diese Ueberzeugung. Deutsche Maler finden offenbar augenblicklich am Stechlinsee in der Mark mehr Anregung als in Italien. Das liegt gewiß nicht an italienischer Natur. Die ist schön genug. Es liegt an dem allmählichen Zurückfinden zur Wirklichkeit, an der größeren Verfeinerung der malerischen Werte, liegt auch an der Ablehnung des Genrefachens, zu dem die italienische Straße mit ihrem Gegensatz von Armut und Naivität so viel Stoff gab.

Hat doch Italien selbst in Malerei und Plastik seit langer Zeit keinen hervorragenden Namen aufzuweisen, und die handwerklichen Geschicklichkeiten und Spielereien in den Schaufenstern bestimmter römischer Straßen erwecken selbst in dem Durchschnittsreisenden gelinden Schauder.

Immer weiter dringt zudem, dank der Aufklärungsarbeit der neuen historischen Forschung, in deutsches Bewußtsein, wie notwendig für die erste Blüte frühester Renaissance gerade die Durchdringung mit deutschem Blute war, so daß wir ruhig einen Teil der von uns bewunderten Schöpfungen für unseren Geist in Anspruch nehmen können. Toskana und Umbrien, wo die Talente sproßten, die diese neue Zeit vorbereiteten, waren gesättigt mit deutschen Bewohnern, die bei den beständigen Romfahrten deutscher Kaiser zurückgeblieben waren. Die romanisierten deutschen Namen, Amtsbezeichnungen (Gonfaloniere = Fahnenträger) geben davon Zeugnis. Erst später, in der Hochrenaissance, als in den Kämpfen der Barone dieses Blut vergossen war, wird die Kunst echt italienisch, hat uns dann aber auch in ihren leeren Formen von den Nachfolgern Raffaels an nichts mehr zu geben.

Solche Italiensfahrten, die dem deutschen Geiste dienen, sind freilich Gipfelpunkte des Genießens gewesen. Von der Kirche St. Zeno in Verona an, wo Theodorich, der Dietrich von Bern der deutschen Heldensage, als wilder Jäger dargestellt ist und auf einem Marmorrelief der Luftstür geradenwegs zur Hölle reitet, bis zu jenem weißen Marmorstandbild des jungen Konrads, das Thorwaldsen in die Kirche Maria del Carmine in Neapel stellte. Es ist eine rechte Marktkirche, in der sich die neapolitanischen Weiber drängen. Selten verirrt sich ein gebildeter Italiener hinein. Dieses weiße, unschuldige Bild, das vielleicht der Pöbel umheult, ist das rechte Wahrzeichen für die Stunde des Verrats.



Ein Freiwilliger.

Von Konrad Deichl.

Wie viele Meldungen Freiwilliger laufen nicht seit der Mobilmachung täglich bei den Ersatztruppenteilen ein. Wenn alle Voraussetzungen in gleichem Maße zuträfen, wie Opferfreude und Begeisterung, die tatenlosend aus all den knappen und ausführlichen Bemerkungen spricht, — Armeen könnte der König aus der Erde stampfen, nur mit diesen Briefen. Der Heldensinn, der diese Ueberfülle beschriebenen Papiers glorien-

haft umstrahlt, krönt Zeile für Zeile die Werte ihrer Urheber, bildet ein kostbares Epigramm unserer Zeit, das seine geschichtlichen Werte prägt, auch wenn nur ein Bruchteil dieser Stürmer das Ziel ihrer Wünsche, an den Feind zu kommen, wirklich erreicht.

Jüngst lief bei einem bayerischen Ersatztruppenteil wieder die schriftliche Meldung eines Freiwilligen ein. Es ist ein gar seltsames Ding, dieses beschriebene Blatt aus einem Schulbrett, man weiß nicht, ist es mehr Bitte oder Notschrei. Immer und immer wieder muß man es lesen, weil es so ganz anders ist als sonstige Gesuche an höhere Dienststellen, so gar nicht Kanakstil, überhaupt kein Stil, nur Herz ist dieser Brief. Mit der rastlosen Fieber seines Verzens hat hier ein von der Kultur nur wenig berührter Sohn des Volkes seinen Wunsch gestammelt, als Freiwilliger kämpfen zu dürfen, für sein Vaterland. Der seelische Impuls ist so mächtig, daß er jealichen Satzgebildes spottet, die Gedanken überstürzen sich und alles, was nicht Erlebnis ist, tritt gänzlich zurück oder wird eben eingeflochten, wo das tastende Sprachgefühl eine Lücke wähnt. Ein merkwürdiges Gemisch von Sinn und Wort, das jedoch die Person des Schreibers durchaus rechtfertigt. So mühsam und krampfhaft wie das Wort ist die Not dieses Gewissens, das nach Befreiung ringt.

Ja, das heilige Feuer der Augusttage hat in den 10 Monaten des Krieges noch nicht an seiner Glut verloren, bis in die entlegensten Gebirge einsichtiger Landbewohner glimmen seine Funken, die im Kern des Volkes noch einmal zur lohenden Flamme werden.

Ich gebe den Brief — den schönsten, den ich je gelesen — in ungedändertem Wortlaut wieder:

„Ich hätte die Bitte bei ihnen die Anfrage, zu erfuchen, was noch freiwillige eingestellt werden, denn mein Wunsch wäre zu diesem Regimente, denn ich möchte unbedingt freiwillig einrücken und zwar aus diesem Grunde!

Ich habe mit 10—12 Jahren 2 oder 3 mal einen Anfall bekommen bei der schweren Arbeit, das haben meine Eltern wie ich zur Musterung stellen habe müssen zur Anzeige gebracht. Durch dieses bin ich entlassen worden!

Da ich aber 26 Jahre alt bin und seitdem nicht ein Anfall vorgekommen ist und jetzt Kriegszeit haben, und so viele Männer wo verheiratet, und manche nicht so gesund sind alle fort müssen, so nehmen es meine Eltern für unrecht an. Der Bezirksarzt von hat mich vorige Woche für feldienstantlich erklärt. Deswegen will ich unbedingt dazu das ich und meine Eltern nichts auf unser Gewissen tragen.“

N. N.

So der Brief. Wer hätte noch etwas beizufügen. Muß nicht angesichts solcher Größe alles eitle Wissen dieser Welt verstummen. Oder sollte es noch einen geben, der sich auf Rechnung seiner Schulweisheit „gebildeter“ dünkt, als dieser treueste Sohn des Landes, mit dem guten Gewissen? Er beweiße es.



Das Stübchen zu viel.

Von Hans Arnold.

„Ja,“ sagte ich seufzend, nachdem wir unseren Umzug hinter uns hatten, und ich mich in dem Landhaus bei lieben Bekannten von den überstandenen Anstrengungen erholte, „ja, die Wohnung wäre reizend, wenn wir noch eine Stube mehr hätten!“

Meine alte Freundin lachte.

„Die Klage hört man doch überall und jederzeit,“ sagte sie, „ich habe noch nie jemand gesehen, der nicht eine Stube zu wenig hätte, denn den einzigen Menschen, der sogar eine Stube zu viel besitzt, den habe ich nie gesehen — außer im Spiegel! Ich bin es nämlich selber! Als wir vor nun schon einer langen Reihe von Jahren dies Haus hier bauten, waren wir fest überzeugt, daß wir nur gerade das hatten, was wir an Räumen unbedingt brauchten. Wie die Einrichtung aber vollendet war, fand sich ein kleines, freundliches, einfenstriges Stübchen, das nach allgemeinem und einstimmigem Urteil keinen Zweck und keinen Nutzen hatte. Es wurde ein bißchen schlecht behandelt — was in den anderen Zimmern nicht hübsch genug befunden war, stellte man in dem kleinen Raum unter, der den Sammelnamen „das Stübchen zu viel“ bekam und immer unordentlich und regelwidrig aussah —, was ihm nicht zu verdenken war. Niemand freute sich an dem Räümchen, in dem zerbrochene

Kampenglocken, häßliche Handarbeiten und alte Kalender beschämt ein nutzloses Dasein führten. — Da begab es sich eines Tages, daß alle Logierzimmer besetzt waren — bei uns der Normalzustand während der Sommermonate! Ich fuhr in den Tagen in die Stadt, um einige notwendige Besorgungen zu machen, und trat in ein kleines Wollwarengeschäft in einer dunklen Gasse, in die die Sonne sich anscheinend verschworen hatte, selbst an diesem herrlichen Julimorgen keinen Strahl zu schicken. Hinter dem Ladentisch stand ein blasses, dürrtotes Mädchen, mit einem stillen, geduldigen, freudlosen Ausdruck in dem schmalen Gesicht — das Kind sah so aus, als ob die Sonne es vergessen hätte, wie seine ganze Umgebung. — Mir schoß der Gedanke durch den Kopf: wie schade, daß alle Logierstuben besetzt sind — aber blühschnell verdrängte ihn ein anderer: das Stübchen zu viel, und ich wußte, was ich wollte. Wie es mir gelang, die kleine Schattenpflanze für ein paar Wochen loszureißen, das gehört nicht hierher, genug, daß es mir gelang. Ich kam zu Hause an und rief schon in die Tür: „Wir bekommen einen Gast ins „Stübchen zu viel“!“ — Nun wurde die Kumpelkammer ausgeräumt, niedliche Gardinen schmückten das kleine Fenster, ein paar Bilder prangten an den Wänden, und das „Stübchen zu viel“ war nicht wiederzuerkennen. Ein paar Tage später führte ich meinen blassen Gast, für den erst eine Stellvertreterin hatte gesucht und gefunden werden müssen, im Triumph ein. Das Mädchen erholte sich bei unbegrenztem Ausschlafen und in der Sonne sitzen von Tag zu Tag und ging auf wie ein froher Hefenkloß, so daß mein Junge nach dem Abschied bedauernd bemerkte: „Mutter, hätten wir sie doch gewogen!“ — Dieser ersten Bewohnerin des „Stübchens zu viel“ folgten im Laufe der Jahre die verschiedensten anderen. Da war das kleine Schusterskind, das in die Ferienkolonie nicht mehr hatte aufgenommen werden können, das sich durch seine Munterkeit, Originalität und Dienstfertigkeit die Herzen des ganzen Hauses und des Dienstpersonals erwarb — mit seiner wie ein Leitmotiv wiederkehrenden Redensart: „Lassen Sie nur, das mach ich!“ Ihm folgte der Veteran mit dem Kaiserbart und der Tabakspfeife, der an Regentagen das „Stübchen zu viel“ vollqualmte, daß man erst nach langem und scharfen Hinsehen entdeckte, daß er sich persönlich in dem „blauen Dunst“ befand — der in der Abendsonne vor der Tür saß und dem Puppenwagen neue Räder schnitzte, und der sich in der ganzen Zeit nur einmal ins Wirtshaus begab und sich bei dem einem Mal allerdings tüchtig betrank. Dann kam die Glidfrau, die noch nie auf dem Lande gewesen war und über alles und jedes mit dem Ruf: „Ne, so was!“ die Hände über dem Kopf zusammenschlug — und die man nur mit Gewalt daran verhindern mußte, etwas für uns zu nähen, zu stricken oder zu stopfen. Sie alle haben im „Stübchen zu viel“ gewohnt, sich erholt und gefreut. Lauter Engel waren es ja nicht. So hatten wir einmal eine Gassin, die aus seelisch unaufgeklärten Gründen ihren Aufenthalt bei uns als ein uns gebrachtes schweres Opfer betrachtete. Sie nahm die Einladung schon mit den vielversprechenden Worten an: „Na, meinetwegen!“, erschien säuerlich und mürrisch, fand das „Stübchen zu viel“ ja recht klein, und mäkelte an allem. Die war nun keine reine Freude für uns, besonders, da sie an jedem Tage, wo schlechtes Wetter war, zornig zu mir ins Zimmer stürzte: „Na, nun regnet es schon wieder! Das ist hübsch! Was soll ich denn nun heute machen?“ Das freundlich dargebotene „Buch zum Lesen“, wie es Leute einer gewissen Bildungsklasse nennen, wies sie mit dem Ausdruck des Ekels zurück: „Lesen kann ich in der Stadt auch!“ und faßte jeden Regentag so auf, als wenn wir, ihre Wirte, ihn aus persönlicher Bosheit gegen sie fabriziert hätten. — Aber das war wirklich eine Ausnahme, denn daß die Jungensgäste des „Stübchens zu viel“ sich die Hosen zerrissen, das unreife Obst von den Bäumen schüttelten, sich verließen, angstvoll gesucht, und nach langen, bangen Stunden uns heulend wieder zugeführt werden, das war eben Jungsart, und wer Engeln ohne Fehler und Flügel bei sich beherbergen will, der soll sich keine Schuljungen einladen. Wie allerliebste war dagegen zum Beispiel unser Tischlerlehrling, der sich von einer schlimmen Krankheit im „Stübchen zu viel“ erholte. Wie niedlich wirkte es, als er

sich bei zunehmenden Kräften verschämt eine blaue Arbeitsschürze um band und Hammer und Nägel erbat. Nun wanderte er in Haus und Garten herum und machte sich nützlich, wo ein Brett abgebogen, ein Stuhlbein wacklig war, oder sonst ein kleiner, in sein Handwerk schlagender Uebelstand sich bemerkbar machte. Wie stolz und glücklich nahm er beim Abschied die Versicherung entgegen, daß wir seine fleißigen, tief kaffeebraun verbrannten Pfoten schwer vermissen würden, und daß es jetzt „ganz anders“ bei uns aussähe. Und in diesem Jahr? Wer hätte da nicht zuerst und zumeist daran gedacht, sich Verwundete, Erholungsbedürftige aus den Reihen unserer lieben Feldgrauen in sein „Stübchen zu viel“ zu holen! Das geht aber leider nicht an, da die Verwundeten nicht getrennt untergebracht werden dürfen, und doch soll das „Stübchen zu viel“ gerade heute und jetzt nicht leer bleiben. Da mögen in diesem Sommer, wo es so viel schwere, kammerschwere Herzen, so viel Menschen gibt, denen Krieg und Kriegsnot das Brot, die Arbeit, den Mut geraubt hat und zu rauben droht, doch manche davor Zuflucht finden. Arme Musiklehrerinnen, Malerinnen oder Maler, die sich in Ruhe und Sonnenschein satt trinken und mal ein paar Wochen das Heute genießen und das Gespenst: „Was wird morgen?“ von sich abwehren dürfen, in dem Gefühl: „Nun sorgt nicht mehr, jetzt sorgt mal jemand anderes für euch!“ — „Ich glaube“, schloß meine alte Freundin ihren Bericht, „es gibt wirklich nicht nur Wohnungen mit einer Stube zu wenig, es gibt gewiß auch Häuser — besonders Landhäuser — mit einem Stübchen zu viel. Es kann ja auch ruhig eine Dachkammer oder ein sonniges Räumchen im Erdgeschoß sein, wo in all diese Stübchen im Sommer manchmal ein blasses, einsames, armes oder altes Wesen aufgenommen würde, und wenn es auch wirklich einmal ein unaussehliches wäre. Wer solch ein Menschenkind sucht, der mag diese Frage an die Schriftleitung der „Werkstatt der Kunst“, Berlin-Mariensfelde, richten, und es werden ihm mehr kampfesmüde und dankbare Künstler namhaft gemacht werden, als er unterbringen kann, und wenn er zehn „Stübchen zu viel“ hätte!“



Der Sommerstrauch.

Von Agnes Harder.

Auf die Elektrische springt ein junger Bursch. Er trägt eine Garbe von Blumen: Schneeball, blaue Iris, Alkei, Feuerlilien und Sturmhaube. Durch die offene Tür strömt mir ein süßer Duft entgegen, in dem doch eine leichte Herbheit steckt, eine Ahnung von Bitterkeit, als nähme man ein grünes Blatt auf die Zunge.

Ich kann kein Auge von dem Strauch wenden. Und plötzlich habe ich diese blumenblinden Augen voller Tränen. Mein Garten fällt mir ein, mein verlorener Garten! Nur weil wir Krieg haben, bin ich ja hier, in der großen Stadt, wo es schon anfängt, heiß zu werden. Wo die Menschen, wenn sie sich ins Freie sehnen, dichtgedrängt, atemberaubt stundenlang in überfüllten Abteilen stehen, wo Staub und Schwaben noch lange mitgehen auf vielbetretenen Wegen, ehe es den Auserwählten gelingt, einen Atemzug Einsamkeit zu erhaschen, den Silberblick eines Sees, das Duften einer Allee.

Es fällt mir ein, daß ich mich neulich, an einem leuchtenden Morgen, in der Grunewaldkolonie ruhig in den Staub geduckt habe, um durch Gitter und Hecke eine stürmende kleine Grasmücke zu beobachten, bis ich ihr Nest in der untersten Astgabel des Tarnbaumes entdeckte. Der Besitzer der Villa kennt es sicher nicht. Aber der Sehnsüchtige fand es, der vorlieb nahm mit dem steifen Glanz stolzer Dillen, um sein Herz zu betrügen.

Aber die Feuerlilie und der Sturmhut zerreißen den Selbstbetrug. Da bin ich plötzlich in meinem Sommerglück. Unter der weitschattenden Esche flammen die feurigen

Blüten durch die blasser Dämmerung des Abends. Stolz steht der ernste dunkelblaue Sturmhut daneben. Altmodische Blumen wachsen hier. In dem langen, buchsbaumgefaßten Rabatten stehen weiße Federnelken. Auf dem Rasen, in dem ruhig die Maßlieben wuchern dürfen, liegen die rosa und weißen Päonien wie mächtige Kissen. Die weißen Bänke scheinen die Arme auszubreiten und zu warten. Ein leichter Abendwind zieht durch das Laub. Die Birken schwirren leise, als summten Insekten. Aber das harte weiße Pappellaub setzt kräftiger ein, fast als blättere ein aufgeschlagenes Buch.

In den dichtverwachsenen Gängen ist es schon ganz dunkel. Aber der geübte Fuß findet den Weg zum Gemüsegarten. Der Gärtner gießt noch. Tiefschwarze Streifen zeigen die schnurgeraden Reihen der Bohnen und des Kohlrabi.

Zwei Vögel sind noch wach: Kottkeltchen und Dorngrasmücke. Sie singen der Sonne nach. Auch die längsten Tage sind ihrem Singemut nicht lang genug. Trunken sind sie von Sonne und Frühsommer, von dem Glück harmlosen Lebens.

Und dieses stille, unbewußte Glück teilt sich mir mit, wenn solch ein Gartentag zu Ende ist. Das Blut hat eine wundervolle Wärme; der Fuß ist müde; aber in der Müdigkeit liegt eine schwere Süße. Die Hände streichen über das Laub. Sie streicheln es. Eine weiche Zärtlichkeit füllt mich. Sturmhut und Feuerkiste werden zu Symbolen, scheinen überwunden, in Schatten getaucht. Während die Töne bleicher werden, atmet der Garten, der sich zum Schlafen rüstet, einen unnenmbaren Frieden.

Da freischt die Bahn, die scharf gebremst wird. Eine Haltestelle. Der Junge springt ab. Eine rosa Kiste ist abgebrochen und zu Boden gefallen. Die Dame, die einsteigt, setzt den hochhackigen Schuh gerade auf die süße feine „Kolumbine“, von der Shakespeare sagt, daß sie für glücklich Liebende wächst.

Ich fühle wieder Hitze und Staub, weiß wieder, daß Krieg ist. Der Sommerstrauch ist verschwunden. Nur der bittere Geschmack ist auf der Zunge geblieben.



Lieschens Bräutigam.

Skizze von Arthur Vabillotte.

Durch die herabgelassenen Jalousien suchte sich die strahlende Sommersonne einen Weg in das kleine Zimmer. Allein sie vermochte nur ein paar schwache Strahlen bis zu dem Bette vorzuschieben, und auch diese erreichten das grämlich verzogene Gesicht des jungen Herrn Sabinus Tectlmayr nicht.

Herr Gotthard Sabinus Tectlmayr war Bankbeamter, Lebemann und Sportliebhaber. Seine freie Zeit verbrachte er entweder auf dem Bummel, wo die elegante Welt sich traf, oder aber in einem mörderisch schmalen Grönländer oder auf einem Rennauto neuesten Typs. Die letzten Wochen hatte er, nachdem er sich im Tennis und sonstigen harmlosen Gesellschaftsspielen versucht, der Erlernung des edlen Fußballspiels gewidmet. An Sonntagen konnte man ihn im Schweiß seines Angesichts hinter dem plumpen Lederball herlaufen sehen, bemüht, ihn mit ungeheuerlich großen und dickbesohlenen Schuhen möglichst gewichtige Tritte gegen den Leib zu versetzen. Er brachte es denn schließlich so weit, daß er an einem Wettspiel teilnehmen durfte, hatte dabei aber ein schlimmes Pech, indem ihm ein ungeschlagener Gegner so schonungslos mit seinem Riesenstiefel gegen das Schienbein traf, daß Herr Gotthard Sabinus Tectlmayr die Engel im Himmel lobsingeln hörte.

Er legte sich zu Bett, und der Arzt stellte eine ziemlich talergroße Wunde unterhalb des Knies fest. Da das Schienbein bekanntlich der empfindlichste Teil des Körpers ist, hatte Herr Gotthard Sabinus Tectlmayr nicht geringe

Schmerzen auszustehen. Er war aber trotz seiner sportlichen Abhärtung ein wehleidiger und äußerst empfindlicher Mensch, so daß seine Mutter, die ihn pflegte, und Liese, die hold? Braut, die ihn ab und zu besuchte, viel unter seinem Geföhln, Gejammer und Geknurr zu leiden hatten.

„Ich bin der unglücklichste Mensch auf der Welt“, pflegte er zu klagen. „Au! Die Schmerzen! Ihr sitzt natürlich da und gafft, während mir das höllische Feuer im Bein wütet . . .“

Dann schrie er auf, forderte ungestüm das augenblickliche Erscheinen des Doktors und sagte zu diesem, der in einem Auto herbeigekraft kam, mit tragischem Gesichtsausdruck und düsterer Stimme: „Herr Doktor, ich bin verloren. Ich habe den Wundbrand.“

Der Arzt untersuchte, schüttelte den Kopf, untersuchte wieder. „Nein, mein Verehrtester, im Gegenteil. Die kleine Wunde ist auf dem besten Wege, zu heilen.“

Aber Herr Gotthard Sabinus Tectlmayr ließ sich in seiner Meinung nicht beirren; er begann sich ernsthaft und in den höflichsten Lauten zu bemitleiden, erzählte jedem, der ihn besuchen kam, von seinem ganz nahe bevorstehenden Tode und gebärdete sich wie ein Irnsinniger, wenn die Mutter mit dem Waschbecken und einem weichen Schwamme kam, um die Wunde auszuwaschen und zu fühlen.

„Mein Gott“, sagte Fräulein Liese eines Tages zu ihrer zukünftigen Schwiegermutter, „er ist ja so furchtbar wehleidig. Wie soll ich das tragen, wenn wir erst verheiratet sind!“

Die Mutter, die Liese sehr gern leiden mochte, fürchtete, sie ginge ihrem Sohne verloren, und suchte ihn mit aller Kraft zu verteidigen. Da aber Herr Gotthard Sabinus Tectlmayr auch auf ihre Vorstellungen hin nicht im geringsten sanftmütiger und geduldiger in seinem Leiden wurde, blieb Fräulein Lieschen endlich aus und war auch durch die dringenden Bitten der Mutter nicht zu bewegen, das Haus ihres Verlobten wieder zu betreten.

„Nein“, sagte sie unmutig, „ich will einen Mann heiraten und keinen Wuschlappen!“

Auch dieser Schlag machte Herrn Gotthard Sabinus Tectlmayr nicht zum Helden, er jammerte nach wie vor in allen Tonarten, wenn ihn die heilende Wunde ein bißchen juckte, und wer ihn kannte, war überzeugt, daß aus einem solchen Menschen niemals ein Held werden konnte.

Selt Tagen regnete es in Strömen.

Im Unterstand wurde eifrig Wasser geschöpft, wenn freie Zeit war; das unangenehme Naß sickerte durch die Dachpappe und durchfeuchtete alles, zumal das Stroh, das den ermüdeten Soldaten als Lager diente. Alles half nichts; der Regen war hartnäckiger als sie, und so mußten sie denn endlich das Wasser im Graben lassen und knöcheltief darin stehen und umherwaten. Das Gute dabei war, daß dies ihre fröhliche Laune nicht wesentlich herabstimmte.

Selbst Herr Gotthard Sabinus Tectlmayr zeigte sich guter Dinge, zumal wenn die Feldpost wieder einmal ein nettes Paketchen von der Mutter gebracht hatte, mit harter Würst, Tee und Arrakwürfeln, mit Zigarren, Schokolade und molligen Kniewärmern und Müßchen. Dann war allemal im Unterstand, den Herr Gotthard Sabinus Tectlmayr mit vier Kameraden bewohnte, eine ungemaine Lebenslust und Fidelitas zu spüren.

Dann kam ein Tag, da die Kompanie den gegenüberliegenden feindlichen Schützengraben stürmen sollte. Das Fieber des Kampfes ergriff sie alle nach langer Untätigkeit. Sie stürzten sich mit wilder Lust den Franzosen entgegen, und von Herrn Gotthard Sabinus Tectlmayr muß gesagt werden, daß er im Eifer des Angriffs mit keinem Gedanken daran dachte, daß er verwundet werden könne und vielleicht Schmerzen leiden müsse.

Als er aber nun mit seinen Kameraden über das grüne Feld lief, umpfiffen von dem Geschwärm der feindlichen Geschosse, hatte er plötzlich das Gefühl, als habe ihn einer mit einer Nadel in den Fuß gestochen. Ein Schreck durchzuckte ihn, im nächsten Augenblick riß ihn die nachstürmende Masse der Kameraden mit sich fort, man überrumpelte die Franzosen in ihrem Graben, es kam zum Handgemenge, und

in diesem Wirrwarr schreiender Menschen, geschwungener Gewehrkolben, blühender Revolver vergaß Herr Gotthard Sabinus Tectlmayr schnell genug den Nadelstich.

Der Graben wurde genommen; man richtete sich häuslich darin ein, soweit sich dies tun ließ. Als Herr Gotthard Sabinus Tectlmayr sich einen Augenblick in einem noch von den Franzosen gedauten Unterstand allein sah, zog er den Stiefel vom Fuß, was ihm erhebliche Schmerzen bereitete, und sah, daß Fußlappen und Strumpf von Blut durchtränkt waren. Mit Mühe gelang es ihm, den Strumpf abzunehmen, und da entdeckte er dicht über der Spanne einen kleinen, schwarzen Punkt.

„Aha! Verfluchte französische Kugel!“ knirschte er zwischen den Zähnen, während ihm der Angstschweiß ausbrach. Er versiel in Betrachtungen, aus denen er jäh emporsprang, als er sich erinnerte, daß es in der Nähe kein Bett gab, in dem er seine Wunde ausheilen lassen konnte, und keine Mutter, die ihn mit jachten Händen pflegte. Seufzend schnitt er ein sauberes Taschentuch, das sich noch im Tornister vorfand, in Streifen und band sie vorsichtig um das verletzte Fußgelenk. In diesem Augenblick wurde draußen Alarm geblasen, in überstürzter Hast zog er Strumpf und Stiefel wieder an und lief, möglichst stramm auftretend, wieder hinaus. Es galt, einen Angriff der Gegner abzuwehren.

Hinterher hielt der Hauptmann eine kleine Ansprache an seine Leute, in der er ihr tapferes Verhalten lobte, und schloß, jetzt komme die schwerste Arbeit, da es gelte, den eroberten Schützengraben gegen die Wiedergewinnungsversuche des Feindes zu halten. Jedermann ohne Ausnahme sei nötig, um Tag und Nacht scharfe Wacht zu halten.

So kamen harte, anstrengende Zeiten für die braven Infanteristen. Zwölf Stunden lang stand die eine Abteilung auf Wache, um nach dieser Zeit abgelöst zu werden; der zermürbende Dienst wechselte ununterbrochen zwischen den beiden Abteilungen der Kompagnie. Knöcheltief standen sie auch hier im Wasser, mit blanken Augen, die sich gegen den Schlaf wehren mußten.

Knöcheltief stand auch Herr Gotthard Sabinus Tectlmayr, wiewohl der Schmerz in seiner Wunde von Stunde zu Stunde unerträglich wurde. Allein er dachte nicht einmal daran, Begriffe wie Wundbrand schienen ihm völlig fremd geworden zu sein. Hier, in der Gemeinschaft aufrechter und entschlossener Menschen, kannte er nur den einen Begriff: Pflicht! Und wenn er abgelöst wurde, sank er auf der Stelle in Schlaf, aus dem er erst erwachte, wenn die Reihe wieder an ihm war.

Endlich kam die Nachricht, die Franzosen hätten den gegenüberliegenden Graben geräumt, ein Aufatmen ging durch die erschöpften Leute, jeder ließ sich dort, wo er gerade stand, niedersinken und versiel in einen bleiernen Schlaf. Der Hauptmann schritt den Graben entlang, er sah einen Mann mit bleichem Gesicht an der Wand lehnen, der hielt die Augen geschlossen und das Bein krampfhaft gegen den Leib gezogen.

Der Hauptmann rüttelte ihn an der Schulter: „Nanu, Tectlmayr, was ist mit Ihnen?“

Da zog Herr Gotthard Sabinus Tectlmayr mühsam die Augenlider hoch und stammelte mit ersterbender Stimme: „Es geht nicht länger, Herr Hauptmann. Acht Tage lang hab' ich's ausgehalten mit der Wunde im Fuß, aber jetzt...“

Seine Stimme brach, er sank um.

„Über Mensch!“ rief der Hauptmann. Und als er später die Wunde sah, faltete er die Hände und sagte, daß alle um ihn es hören könnten: „Großer Gott im Himmel, wenn wir lauter solche Kerls haben, dann ist unser Vaterland nicht verloren!“

Als es mit dem Fuß nach einer liebevollen und sorgfältigen Pflege im Lazarett besser ging, kam auch ein Brief von Fräulein Kieschen. Darin stand gleich zu Anfang: „Verzeih mir, lieber Gotthard, daß ich Dich einmal für einen feigen Menschen hielt. Jetzt weiß ich, daß Du ein Held bist.“



Der große Mann.

Von Räte Stellmacher.

„Alle Bildung ist Erziehung zur Ehrfurcht“... Das Goethewort scheint mir unlösbar mit dem Mann, den wir alle jetzt vor allen anderen deutschen Männern ehren, mit Hindenburg und unserer eigenen Ehrfurcht vor ihm verbunden. Was Höchstes, Tüchtigstes, was Unbesiegbares ist an deutschem Wesen, scheint in das, was jedem Genie, wie jeder Frucht erst die Vollendung abt, in die volle Ausgereiftheit seiner Kraft geschlossen.

Jugend ist Trumpf am Tagesmorgen, wenn es zur Schule geht, am Ariesstag, wenn die Signale schallen. Aber das Wert leitet der Mann. Der große Befehl kommt vom Meister. Wer den Meister nicht ehrt, wird niemals ein Mann. Wer nicht denkt und bewundert und bewundernd liebt, wäre keiner Jugendherrlichkeit wert.

An der Art, wie jemand anderer Verdienste beurteilt, wird man sein eigenes Wesen erkennen.

Wie wir heute über den großen Mann des Vaterlandes denken oder sprechen, denken und sprechen wir unser eigenes Urteil.

Gibt es einige, die nur, wie bei anderen Begeisterungssachen, mittun und mitsprechen, Bilder aufstellen und Werke machen, ohne recht zu wissen warum? Wahrscheinlich. Ganz gewiß, in der Schrift, auf den Hunderttausenden von Drucksachen sieht es so aus.

Vielleicht ist — außer dem deutschen Kaiser — überhaupt noch kein Mann auf der Welt so viele Male in kurzer Zeitspanne abgebildet und schriftlich besprochen worden, wie Hindenburg. Denn selbst zu Bismarcks Zeiten gab es solche Ueberfülle von bedrudtem Papier noch nicht; und vielleicht reichte man selbst vor kurzem so unbefehen und unverbessert noch nicht Knittelvers an Knittelvers, wenn es galt, einen Großen zu ehren, und nicht Bericht an Bericht ohne Kern und Tiefe der Wirklichkeit.

Es hat wenig zu sagen.

Doffentlich kommen, entgegen manchem Vermuten und Behaupten, nicht allzu viele dieser Schreibeereien vor des großen Mannes Gesicht. Sonst müßte ja das Volk der Denker und Dichter das seinige verbergen. Wenn er — entgegen Tausenden von aufgeschriebenen Zeilen über seine weitere Gesellschaftslaufe — nicht tief in Ernst und Arbeit einsam oder mit den ernstesten Vertrauten eingelassenen Händen, wie könnte, tiefgewurzelt, unentwegt bei denen, die niemals von ihm schreiben oder dichten, das festsitzende Vertrauen in sein riesenhaftes Werk bestehen?

Denn über all den hoch aufgeschwollenen Schichten der Nebensachen ist diese einheitliche Zuversicht im Herzen des Volkes, wie vielleicht noch niemals eine Zuversicht in eines Volkes Herzen war. „Ich vertraue auf Gott und auf Hindenburg“, hat ein halb angstbedrückter, halb ansterlöster Mann gesagt. Obgleich es fast leichtfertig kühn klingt — wir denken es alle. Vor den bedrängten Grenzen, wie in das Unendliche reichend, hält er seine lebendige Mauer. Solange er steht, kann sie nimmer fallen. Das ist uns allen eingearaben. Wir würden ihn nicht lieben, wenn die vielen ungewollten erzählenden Verkleinerungen Wahrheit wären. Wir lieben ihn, weil aus seinen verzerrtesten Bildern noch durch einen Zug der breiten Stirn, einen Handgriff, eine unverwundte Falte die wahre Kraft und Güte seines Wesens spricht. Wir lieben ihn, weil wir ihn fühlen, wie er ist. Kein Dukt von redseliger Torheit kann dies hindern.

Weil manche Leute nicht wissen, was Ernst ist, glauben sie, daß der große Hindenburg meistens lächelt. Und weil er manchmal lächelt, zuweilen lacht, sehen sie nicht mehr die ungeschorene Schwere seines wundervollen, hartgeprüften Ernstes.

Wir sehen eben alle nur, was wir sehen können. Den Krieg: als Untat, Uebermut, Verleumdungsherrlichkeit, grausamen Schrecken, geschichtliche Erlösung — den Held des Krieges: als klug berechnenden Strategen, als derben Mann der Tat, als leidvoll starken, grausam erbarmungsvollen Retter, als sachliches Genie.

Es hat Leute gegeben und gibt sie vielleicht noch, die redeten von Selbstverständlichkeit — wenn man es könne, könne man es eben — und einige sogar hatten den ärmlichen Mut, zu meinen, daß mancherlei zusammen gekommen wäre, den großen Heldherrn groß zu machen. — — —

Welcher Edle, auf den nicht Unbegreifende ihre törichte Alltätigkeit werfen! Wie edel müßte die Welt erst geworden sein, damit das nicht mehr geschähe! Nur wer in sich selbst eine, wenn auch noch so verborene oder ungenüßte Mäßigkeit zur Größe hat, dankt mit tiefem Ernst der guten Tat, freut sich mit hoher Freude der großen Menschen.

Es war vor wenigen Tagen. Da sprach ein gottbegnadeter Redner goldene Worte über die allgemeine Tüchtigkeit unserer Kriegsführer und lobte sie aus Dergensarund. Alle. Als er

aber an den einen kam, der — wer könnte es leugnen! — als Einzelner auftrat über das harte Arbeitsfeld dieser gewaltigen Zeit, als er den Befreier Preußens nannte, da bebte seine Stimme, da erglühete sein ganzes Wesen, heiliges Feuer strömte aus seiner Rede in alle Herzen.

Und er ist selbst eines der reifsten deutschen Genies und trägt in sich den Ernst und die Güte der Bildung nach jenem Goethewort, das uns mit dem großen Mann und Feldherrn und Menschen, den wir alle lieben, so unlösbar verbunden scheint. Denn wie könnten wir fühlen, was er ist, wenn wir nicht, bewußt oder unbewußt, zur Ehrfurcht vor großer Tat erzogen wären, und wie hätte er werden können, was er wurde, wenn nicht in ihm die herrlichste Kraft sich beugte vor dem tiefen, schweren, leidvollen, heiligen und hochgemuten Ernst der ungeheuren Aufgabe, zu der ihn Gott berief, zu der, dankbar hohe Vorbilder ehrend, er sich selbst erzog.



Ein seltsames Erlebnis in Rußland.

Von Ludwig Stiehl.

Es klopfte. Nachdem ich dreimal „Herein!“ gerufen hatte mit immer stärkerer Tongebung, wußte ich, es war unsere „Perle“, die Kettin. Gelbsträhnig, in geflochtenen Baßschuhen schlürfte sie auf mich zu, als wolle sie nicht nur, wie sonst, meine Hände, sondern auch meine Füße küssen. Aus dem schmutzigen Schürzenzipfel, den sie mir entgegen hielt, lugte eine Visitenkarte hervor. Auf dieser stand ein Name in russischer Schrift. So weit war ich noch nicht im Russischen, daß ich ihn lesen konnte. Also auf gut Glück: „Lassen Sie den Herrn herein!“ — Es vergehen etwa fünf Minuten; ich wundere mich, daß niemand kommt. Endlich höre ich ein unbestimmtes Geräusch an der Türe, welches man mit viel Phantasie als Anklopfen deuten konnte. Auf mein Herein öffnet sich handbreit die Türe, und durch den Spalt versuchte sich eine dunkle Masse hindurch zu zwängen. Es war ein Mensch. Die auf der äußeren Türlinke ruhende linke Hand wirkte der Bewegung des Gesamtkörpers derartig entgegen, daß ich eine Deformation desselben für unausbleiblich hielt. Doch endlich gelingt das Kunststück, er steht im Zimmer, dreht sich auf dem Absatz um und schließt die Türe mit unendlicher Vorsicht. Ein kleiner, gedrungener, krummbeiniger Mann mit rundem Rücken und abnorm dickem Schädel steht an der Türe wie festgebohrt. Sein Kopf ist vornübergebeugt und sitzt schief auf dem Halse — wenn überhaupt einer vorhanden ist — in einer von der Schwerkraft der Erde nach rechts beeinflussten Richtung. Der Blick haftet am Boden, sodas es mir unmöglich ist, ihm ins Gesicht zu sehen. Meiner Aufforderung, Platz zu nehmen, kommt er endlich zögernd und schrittweise nach. Wie er nun glücklich sitzt und ihn helles Licht vom Fenster her bescheint, befinde ich mich einem aufgedunsenen, blassen, wie mit Pergament überzogenen, ausdruckslosen Gesicht gegenüber. Das struppige dunkelbraune Haar hat offenbar dem Versuch der Scheitelung getroht und sträubt sich über der rhachitisch vorgetriebenen, kurzen Stirn; Augen flach und klein; Nase breit und kurz; Backenknochen hervorstehend; Wangen schlaff; Lippen bewegungslos, fest geschlossen; die roten, dicken Hände liegen geballt auf den Oberschenkeln. Noch immer heben sich seine Augenlider nicht. — Pause —

„Womit kann ich Ihnen dienen?“

Keine Antwort.

„Was führt Sie zu mir?“

Schweigen. Keine Bewegung des Gesichtes oder Körpers verrät, daß er mich verstanden hat. Sonderbarer Kerl!

„Warum kommen Sie hierher?“

Wieder keine Reaktion. Ich werde ungeduldig.

„Verstehen Sie mich denn nicht?“

Langsam öffnet sich sein Mund und ein gepreßtes, dumpfes „Ja“ kommt hervor. Gott sei Dank, endlich ein Wort.

„Sind Sie Deutscher?“

Ein zweiter Versuch seinerseits zur Ueberwindung innerer und äußerer Hemmungen: „Ja.“

„Was wollen Sie bei mir?“

„— Theater.“

„Wollen Sie ein Freibillet haben?“

„Nein. Theater gehen!“

Ich springe vom Stuhl auf. Mein Blick streift seine Gestalt. „Sie wollen zum Theater gehen?“

Nicken des Kopfes.

„Und ich soll Sie unterrichten?“

Zustimmung.

„Sie sagten, Sie seien Deutscher, sprechen Sie denn überhaupt deutsch?“

„Schlecht sprechen, verstehe alles.“

„Und nun wollen Sie zum deutschen Theater gehen! Wie denken Sie sich das eigentlich? Vor allen Dingen müssen Sie doch die deutsche Sprache vollkommen beherrschen, ehe Sie bei einem Schauspieler Unterricht nehmen können. Warum gehen Sie nicht zur russischen Bühne? Sie sprechen doch sicher perfekt russisch?“

„Ja.“

„Also warum gehen Sie nicht zum russischen Theater?“

„Nein, deutsches!“

„Welchen Grund haben Sie denn, das deutsche zu bevorzugen?“

Lange qualvolle Pause. Hin- und Herrutschen auf dem Teil des Stuhles, den er zur Unterstützung seines Körpers für genügend erachtet.

„Deutsch besser.“

„Da irren Sie sich, das russische Theater ist ausgezeichnet und in seiner nationalen Eigenart mindestens ebenso gut, wie das deutsche, wenn diesem nicht sogar in mancher Beziehung überlegen. Schlagen Sie sich den Gedanken aus dem Kopf, deutscher Schauspieler können Sie nicht werden, auch wenn Sie das größte Talent hätten. Sie werden das Deutsche nie ohne dialektischen Anflug lernen.“

Ich warte vergeblich auf eine Entgegnung.

„Wenn Sie also durchaus bei Ihrer Idee bleiben, so gehen Sie zu einem russischen Kollegen, der dann eine Probe auf Ihr Talent anstellen mag.“

Damit hielt ich die Unterredung für beendet. Eine Antwort von seiner Seite erfolgte wieder nicht, und ich glaubte durch einen Schritt nach der Türe genügend angedeutet zu haben, daß er mich nun verlassen solle. Doch er sitzt regungslos da und stiert in die linke untere Ecke meiner Fensternische.

„Sie können jetzt gehen, ich habe Ihnen nichts mehr zu sagen,“ platze ich heraus, „ich rate jedem vom Theater ab. Bei Ihnen aber wäre es Unsinn, wenn Sie zur Bühne liefen; adieu!“

Der Sonderbare erhob sich, machte eine Verbeugung, die an ihrem tiefsten Punkt erstarnte und schob sich so rückwärts zur Türe hinaus, die ich ihm dieses Mal genügend weit geöffnet hatte. —

Bei Tisch erzählte ich diese Episode, und wir alle, besonders die Deutschen, lachten weidlich über mein Erlebnis mit diesem Kunstjünger; die Russen fanden das gar nicht so komisch, sie sind an Absonderlichkeiten gewöhnt. Und dann auch: „Nitschewo!“

Wochen gingen darüber hin, ich hatte die ganze Geschichte schon längst vergessen. — Nach einer anstrengenden Probe legte ich mich aufs Sofa, um meine Nerven zu beruhigen und das Verdauungsfieber zu überwinden, als es klopfte. Die Karte, die mir die Kettin überreichte, ließ mich vom Sofa auffahren. „Der verrückte Russe!“ Die Sensationslust machte mich munter. Ich öffnete selbst die Türe und ließ ihn herein, schob ihn, um allen Weitläufigkeiten zu entgehen, auf einen Stuhl und erwartete voller Spannung das Kommende. Das Gesicht lege ich in die wohlwollenden Falten des sanften Beichtigers und beginne: „Wollen Sie immer noch zum deutschen Theater gehen?“

„Ja.“

Seine schnelle Antwort überrascht mich. Er ist erregt; das Gesicht ist leicht gerötet, die Hände zucken unaufhörlich.

„Haben Sie sich denn die ganze Sache nicht inzwischen überlegt und das Unsinnige Ihrer Absicht eingesehen? Wenn

Sie mir nur den Grund angeben möchten, warum Sie deutscher und nicht russischer Schauspieler werden wollen!"

Gequält preßt er hervor: „Muß deutsch, kann nicht russisch!"

„Was ich Ihnen in der Sache zu sagen habe, ist bereits erledigt. Was Sie heute noch einmal zu mir führt, weiß ich nicht. Wollen Sie mir etwas anvertrauen, wozu Sie das letzte Mal nicht den Mut hatten? Nur dann hätte Ihr heutiger Besuch einen Zweck.“

Mein energischer Ton hat gewirkt. Das Gesicht meines Gegenüber wird röter und röter, seine Hände greifen nach rückwärts und umklammern die Stuhllehne, die Augen erweitern sich, und ich sehe, daß sie blutunterlaufen sind. Ein schwerer innerer Kampf hebt und senkt seine Brust. Kein Laut ringt sich von seinen Lippen. Plötzlich springt er auf, reißt den Rock vom Leibe, die Weste auf und beginnt an seinem Barchenthemd zu nesteln. Mein erster Gedanke ist: „Ein Irrsinniger.“ Doch da alle seine Bewegungen durchaus keinen aggressiven Charakter tragen, und die Situation immer interessanter zu werden verspricht, lasse ich ihn gewähren.

Da steht er bis zur Hüfte entblößt vor mir.

„Sehen Sie!"

Ich fahre zurück: „Um Gotteswillen, was ist das!?"

Fingerdicke Striemen, zum Teil mit Blutborken bedeckt, ziehen sich quer über Brust und Rücken und reichen fast bis zum Ohr hinauf.

„Gefängnis!"

Dieses eine Wort erklärt mir alles. Wer die Zeit der Revolution in Rußland mitgemacht hat, weiß, wie leicht man hinter Schloß und Riegel kommen konnte, und es waten wahrlich nicht die Schlechtesten, denen das widerfuhr. Ich schob ihn wieder auf seinen Platz und nun brach er los:

„War zehn Jahre Kaukasus — bin Revolutionär — armes Volk. — Kann nicht zusehen, muß mittun — war oft Gefängnis — ging nicht mehr Kaukasus, kam deshalb hierher, — aber auch hier geht nicht mehr. — Sie waren bei mir — haben mich eingesperrt, Wohnung durchsucht, nichts gefunden, aber 14 Tage eingesperrt — jeden Tag geschlagen, nichts gesagt — alles verschwiegen, — nun frei, aber beobachtet. Sie bringen mich Sibirien, will nicht Sibirien. — Muß fort! Weiß nicht wohin!"

Alles das kam stoßweise heraus, gurgelnd, mit vor Wut und Angst verzerrten Augen. Aus den wildfunkelnden, weit aufgerissenen Augen sprach der Irrsinn des Fanatismus. Ein Revolutionär! Ein Grausen der Bewunderung überlief mich. Der dumpf vor sich hinbrütende Katatoniker wuchs vor meinen Augen zu einer Heldengestalt: Ein Märtyrer seiner Ueberzeugung!

„Was sind Sie?" fragte ich, um ihn aus seiner Erstarrung herauszureißen.

„Apotheker."

„Was bekommen Sie monatlich?"

„35 Rubel."

„Davon können Sie doch nicht leben?"

Ueberlegenes Lächeln seinerseits: „Mutter und Schwester noch erhalten, essen Tee und Brot."

„Sie wollen also nach Deutschland fliehen, um der Deportation nach Sibirien zu entgehen?"

Ein hilfselehender Blick bejahte. Starr und kleidebleich war er auf dem Stuhl zusammengesunken, nur seine festgeschlossenen zuckenden Lippen ließen erkennen, was in ihm vorging. Ein tiefes Mitgefühl zog mich zu ihm hin. „Ich will versuchen, Ihnen zu helfen. Sie müssen zunächst in Deutschland alles arbeiten, was sich Ihnen bietet, vielleicht können Sie dort in einer Drogerie Beschäftigung finden. Schauspieler können Sie jedenfalls nicht werden. Wie steht es denn mit Ihrem Paß?"

Ein mitleidig überlegenes Lächeln huschte über seine Züge: „Falscher!"

„Gut; kommen Sie übermorgen wieder und dann werde ich Ihnen sagen, was ich erreicht habe."

Er zog sich an, schüttelte mir dankerfüllt die Hände und ging.

Einem mir befreundeten Kapitän, den ich sofort aufsuchte, schilderte ich die Lage des Unglücklichen und bettelte ihm das Versprechen ab, meinen Schützling als Heizer auf seinem Dampfer nach Deutschland mitzunehmen.

Am nächsten Tage in der Dämmerung fand sich mein Russe wieder ein. Zitternd vor Erregung stand er vor mir. In kurzen Worten teilte ich ihm die Freudenbotschaft mit und schärfte ihm ein, um 7 Uhr früh am nächsten Tage an Bord zu sein. Keines Wortes mächtig, küßte er unter Tränen meine Hände. Ich entzog mich weiteren Ausbrüchen seiner Dankbarkeit, indem ich ihn sanft zur Türe hinaus schob.

Die Aufregung ließ mich nicht schlafen; um 7 Uhr früh war ich bereits an Bord des Dampfers.

„Wo bleibt er denn," flüsterte mir der Kapitän zu.

„Er wird noch kommen," erwiderte ich, hoffend bis zur letzten Minute. Ein zweifelnder Blick des Kapitäns war die Antwort. Sollte er dasselbe fürchten, wie ich?

Er kam nicht.

Das Schiff fuhr ab, und ich stand bestürzt und ratlos da. Was war geschehen? Sollte es doch zu spät gewesen sein? — Ich eilte in die Apotheke — er war nicht da! Nach seiner Wohnung — er war nicht da! Durch eine Türspalte gewahrte ich das angstverzerrte Gesicht eines schmierigen Weibes, welches mich mit misstrauischen Blicken betrachtete. Ich frage nach ihm, sie zuckt die Achseln. Ich drücke ihr einen Rubel in die Hand und sie flüstert: „Geholt."

Wie gelähmt vor Schreck stand ich da, tappte dann die Stiege hinunter. —

Also doch! Sein Schicksal hatte ihn ereilt.

In der Pension sagte der russische Offizier achselzuckend: „Was is? Man hat ihn auf administrativem Wege entfernt. „Nitschewo!"



Bilderbogen fürs Haus.

Aus der Mappe eines Familienvaters.

Deutsche Worte.

Ich habe nie etwas anderes geraten, als uns auf die eigene und die im Fall des Krieges von uns auszubietende Kraft Deutschlands zu verlassen.

Bismarck.

Der kriegerische sowohl als der denkende Geist sind fern von einer Nation, die auf warmen Oesen schläft und vom Morgen bis zum Abend warm Wasser trinkt.

Herder.

*

Worüber der erste General lachen mußte.

Zu der Zeit, als Hindenburg noch kommandierender General eines Armeekorps war, sollte die Befestigung eines Infanterieregiments während einer Gefechtsübung stattfinden. Das Regiment marschierte aus, und plötzlich erschien der General. Alle Offiziere, vom Oberst bis zum jüngsten Leutnant herab, waren voll Vertrauens auf ihre Leute; nur der Hauptmann der 6. Kompanie war von schweren Sorgen geplagt; denn gerade in seiner Kompanie war der dümmste Kerl des Regiments.

Johann Stachowiat, ein Pole, war von Natur schon nicht mit übermäßigem Geistesgaben gesegnet, hatte aber noch das Pech gehabt, mehrere Monate lang im Lazarett liegen zu müssen und war erst vor wenigen Tagen als geheilt entlassen worden. Sein dienstliches Verhalten war dementprechend ungetrübt von wirklicher Sachkenntnis.

Was sollte man mit dem Kerl anfangen? Zurück ins Lazarett? Er war ja eben erst als geheilt entlassen. In die Schützenlinie stecken? Einfach unmöglich. Der Kerl hätte alles umgeworfen. Die Mutter der Kompanie, der Feldwebel, wußte Rat. Er wurde einfach auf Vorposten gestellt, möglichst weit weg, damit ihn nur ja der General nicht zu Gesicht bekomme. Außerdem trichterte ihm der Feldwebel die Parole ein, einen Bers über die angenommene Kriegslage und den Zweck seines Postenstellens. Der nötige Nachdruck wurde dem verliehen dadurch, daß der Feldwebel dem Unglücklichen für das geringste Versäumnis drei Tage Arrest androhte.

So stand nun Stachowiat da, das Gewehr im Arm, zitternd vor Angst, weil er noch nie eine solche Übung mitgemacht, und dabei brennend vor Begierde, seine Pflicht zu tun und die drei Tage Arrest zu vermeiden.

Vorsichtig, wie der Hauptmann war, ließ er in kurzen Zeitabschnitten den Feldwebel mit dem Dienstrad zu Stachowiat eilen, und es entspann sich dann stets folgende Zwiesprache:

„Na, Stachowiat, war der General schön hier?“

„Nein, Herr Feldwebel!“

„Sag' mal deine Parole und warum du hier stehst!“

Und mit gläubigem Augenaufschlag betete der Pole seinen Vers ab.

So verging die Zeit. Die Besichtigung war zu Ende, und der gestrenge Herr General gab seinem Wohlgefallen Ausdruck. Zum Schluss wendete er sich an den Oberst und fragte ihn, ob auch alle Anmarschstraßen genügend gegen den Feind gesichert seien. Dieser bejahte freudig, und der General schickte sich an, eine Stichprobe zu machen. Er griff zur Karte und fragte schließlich: „Ist auch dieser kleine Feldweg nicht vergessen worden?“

„Gewiß, da steht Posten Nummer 7!“

Dem Hauptmann der 6. Kompanie kam seine Uniform plötzlich mächtig eng vor. Um Gottes willen, da stand ja Johann Stachowiat!

Vindenburg nickte befriedigt, sah aber noch einmal hinüber nach der bezeichneten Stelle und meinte verbübt:

„Da fährt ja ein Soldat mit dem Rad spazieren! Da scheint etwas nicht zu stimmen!“

Die Ferngläser fuhren an die Augen. Nichts, da drüben gонdelte in aller Gemütsruhe der Feldwebel zu Johann Stachowiat.

Der General hatte schon sein Dienstauto bestiegen und Befehl gegeben, zum Posten Nummer 7 zu fahren.

Johann Stachowiat war nicht wenig erstaunt, als er sich urplötzlich inmitten einer Menge von Offizieren sah. Keutzelis fragte die Erzählung:

„Nun, mein Sohn, was treibst du denn hier so alleine?“

Dem biedereren Polen aber hatte es die Nede verschlagen.

„Na, wenn dich dein General fragt, mußt du ihm doch Antwort geben! Oder glaubst du, ich käme nicht auch hierher?“

Da verzog sich Stachowiat's nicht eben schönes Gesicht zu einem freundlichen Grinsen, und er sprach:

„So sehen General aus? Na, warnte, Feldwebell habbenn schon zweimal nach dir gefragt! Da hinten list er im Kornfeld!“

Das war das einzige Mal, daß Vindenburg im Dienst herabstiegen gelacht haben soll.

(Aus dem sehr empfehlenswerten Buche „Das Vindenburg-Buch“ von J. M. Schoenthal, Verlag bei Georg Müller, München.)

*

Der Todesruf eines Helden.

Im September v. J. fiel in den Kämpfen im Westen Graf Alfred zu Dohna-Vindenstein auf einer Patrouille. Die Leiche wurde dann im Oktober in die Heimat übergeführt und ist in Vindenstein beigesetzt worden. Nachträglich hat man in den Tagebüchern des Gefallenen folgendes, kurz vor seinem Tode verfaßtes Gedicht gefunden:

Wir werden mutig reiten
Bei freudigem Gesang,
Wir werden tapfer streiten
Bei hellem Schwerterklang.
Wir werden ruhend liegen
Uns Feuer in der Nacht,
Träumen von hehren Siegen,
Von heißer, wilder Schlacht.
Wir werden stürmend fliegen
Wohl in den schnellen Tod —
Auf blut'ger Walfahrt liegen
Im sahlen Morgenrot.

Doch wenn ich nur gestanden
In freier Ritterschaft,
Und wenn wir überwand'n
Im Sturm die Uebermacht,
Und wenn wir jauchzend ritten
Din durch die schöne Welt,
Dann hab' ich nie geküßt,
Dann war's, wie's mir gefallt.
Und hab' ich so genommen
Was mir das Leben bot,
Dann sei auch du willkommen,
Du schneller Reiterbot!

*

Am Morgen in Deutsch-Ostafrika.

Unendliche Steppen, unendliche Wälder, große Seen, das ist das charakteristische Bild Deutsch-Ostafrikas. Die Natur scheint es, hat hier zeigen wollen, daß sie nur mit dem Maße des Phantastisch-Großzügigen arbeiten will. Ueberwältigend ist die Ruhe dieser Landschaft. Die Schöpfung hält feierlich inne; sie belauscht ihren eigenen friedlichen Atem. Es sind nicht Menschen, die hier zuerst ein Daseinszeichen von sich geben. Sogar die Vögel wachen hier nicht zuerst auf. Die Tiere des Waldes und der Steppe haben früher ihr Nidellager verlassen. Nun suchen sie den See oder den Fluß auf. Sie kommen in unbekannten Rudeln, und hier begibt es sich noch, daß sie nicht abgeschlossen, Gattung für Gattung, leben, sondern in einem verschwommenen Untereinander und Zusammen. Es kommen Elefantilopen, Ze-

bras, Gnus, Wasserböcke, Kouvon, Schwarzsferenantilopen, und selbst die sonst sehr für sich lebenden Buschböcke sind, wenn es am Morgen zur Tränke geht, mitten unter ihnen. Vorsichtia nähern sie sich dem Ufer. Sie haben zwei Feinde: den Menschen und die wilden Tiere. Ein alter Gnubulle ist gewöhnlich ihr Führer. Er tritt mit finsterner Miene einige Schritte in den See, schaut noch einmal eine längere Weile misstrauisch nach allen Seiten herum und schlürft dann das frische Wasser. Das ist für die übrigen Tiere das Zeichen, nun ebenfalls zu kommen und zu trinken. Ihrer Führerschaft trauen die Tiere bedingungslos. Alle Kengilligkeit und Scheu, alle Aufmerksamkeit auf Gefahren überhaupt ist verschwunden. Sorglos schlürfen sie ihr Wasser, baden sich und blüpfen dann in rechter frühmorgenslicher Munterkeit übermütig herum. Eine ganz eigenartige Sicherheit haben sie dem Menschen gegenüber gewonnen. Sie wissen sehr genau, wer ihnen und wann er ihnen gefährlich ist. Sie trauen sich in seine Nähe, aber sie sind auch blisschnell verschwunden, wenn ein Angriff von ihm zu befürchten ist. Halb am Land, halb im Wasser schlafen mächtige Krokodile. Ab und zu tauchen die scheußlichen Köpfe von Nilpferden aus dem See auf. Die Morgensonne ist strahlend über diesem schönen Teil Afrikas aufgegangen. Zuletzt, wenn die Tiere bereits ihre Schlusfwinkel vor ihr aufgesucht haben, hat sie den Menschen gewedt.

Nach Paul Lehm: „Deutsch-Ostafrika“.



Luftige Ecke.

Klara: „Nun, Tante, wie gefällt dir dein neuer Doktor?“
— Tante: „O, großartig. Er ist so gründlich. Er kommt niemals mich besuchen, ohne daß er findet, daß mir irgend etwas fehlt.“

„Georg hat mir alle Geheimnisse seiner Vergangenheit erzählt.“ — „Himmel! Wie hast du darüber gedacht?“ — „Ich war schrecklich enttäuscht.“

Ein bekannter Schauspieler hatte einige Bekannte zu sich zum Abendessen eingeladen. Da er sehr an Podagra litt, gab er seinen Gästen bald nach Beendigung desselben einen Wink, den alle mit Ausnahme von zwei Herren beachteten, die in lebhafter Unterhaltung sitzen blieben. Der Schauspieler drückte sich daher und ließ sie allein. Am folgenden Morgen fragte er seinen Diener: „Um wieviel Uhr sind denn die Herren gegangen?“ — „Gegangen, gnädiger Herr?“ antwortete Johann: „Sie sind noch nicht gegangen, sie haben eben nach Kaffee geklingelt.“

Eine hübsche Dame ist die stolze Mutter von zwei Knaben, von denen der älteste sechs Jahre alt ist. Mama leidet sehr an Kopfschmerzen und hat die Sorte Pillen entdeckt, die sie davon befreien. Man darf aber nicht mehr als eine stündlich einnehmen. Und neulich nachmittags hatte Mama wieder Kopfschmerzen, nahm eine Pille und wollte nach einer Stunde eine zweite nehmen, fand aber die Schachtel leer. „Frieda!“ rief sie das Mädchen, „hat Adolf all die Pillen verschluckt?“ — „Nein, gnädige Frau,“ antwortete Frieda lächelnd, „beunruhigen Sie sich nicht. Er ist ein gutherziges Kind — er hat seinem kleinen Bruder die Hälfte abgegeben.“

Zwei Taschendiebe waren einem alten Herren gefolgt, der ihnen ein geeignetes Opfer erschien, als dieser plötzlich in das Büro eines Advokaten trat. „Was sollen wir nun tun?“ fragte einer der Diebe. — „Auf den Advokaten warten,“ antwortete prompt der andere.

Schulze: „Mein kleines Mädchen ist fast zwei Jahre alt und hat noch nicht gelernt zu sprechen.“ — Müller: „Darum machen Sie sich keinen Kummer. Meine Frau sagt, sie hat nicht sprechen gelernt, bis sie fast drei war, und lebt —“ — Aber hier ertönte Müllers Stimme in seinem Schluchzen.

Sie: „Manchmal erscheinst du wirklich höchst männlich, während du dich zu anderen Zeiten sehr weiblich benimmst. Wie kommt das?“ — Er: „Ich denke mir es, es ist ererbt. Die Hälfte meiner Vorfahren waren Männer, und die andere Hälfte Frauen.“

